

Für die kleine Welt : Gratisbeilage der Schweizer Frauen-Zeitung

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **17 (1895)**

Heft 44

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Für die Kleine Welt

Gratisbeilage

der

❖ Schweizer Frauen-Zeitung. ❖

Erscheint am ersten Sonntag jeden Monats.

St. Gallen. No. 11. November 1895.

Meines Kindes Abendgebet.

Der Tag ist um,
Und wiederum
Hat deine Macht
Dein Kind bewacht!
Und fort und fort
Bet' ich zu dir:

O Herr, mein Hort,
Sei du mit mir!

In deiner Hut,
Wie bin ich gut!
Kein Vögelein
Ist dir zu klein;
Mein Kindeswort
Dringt auch zu dir:

O Herr, mein Hort,
Sei du mit mir!

Dich fleh' ich an:
Zeig' mir die Bahn,
Laß fromm und rein
Mein Leben sein!
An jedem Ort
Steh' ich vor dir; —

O Herr, mein Hort,
Sei du mit mir!

Heinrich Lenthold.

Etwas vom Thee.

Es mag wohl hie und da eines von euch, meine lieben jungen Leserlein, die Nase rümpfen, wenn vom Thee gesprochen wird, weil es daran denkt, wie die Mutter in den Stunden des Unwohlseins, wo selbst seine Lieblings Speise ihm nicht schmeckte, ihm vielleicht bitteren Thee aufnötigte. Es ist aber hier nicht der bittere, aus Arzneipflanzen bereitete Thee gemeint, der nur mit Widerstreben getrunken wird, sondern es ist von dem grünen oder schwarzen Thee die Rede, der aus den kühleren Gegenden der Tropen, aus Ceylon, China, Japan und Java zu uns eingeführt wird. Dieser Thee ist ein feines Getränk, das da, wo es sich

einmal eingebürgert hat, nicht mehr gerne entbehrt werden möchte. Der Thee wird von einer Staude gewonnen, die in wildem Zustand 6—10 Meter hoch werden kann, die aber in den Theepflanzungen angebaut durch häufiges Beschneiden auf einer Höhe von höchstens 2 Meter zurückgehalten wird. Wir haben die Photographie eines im Jahr 1876 auf Ceylon



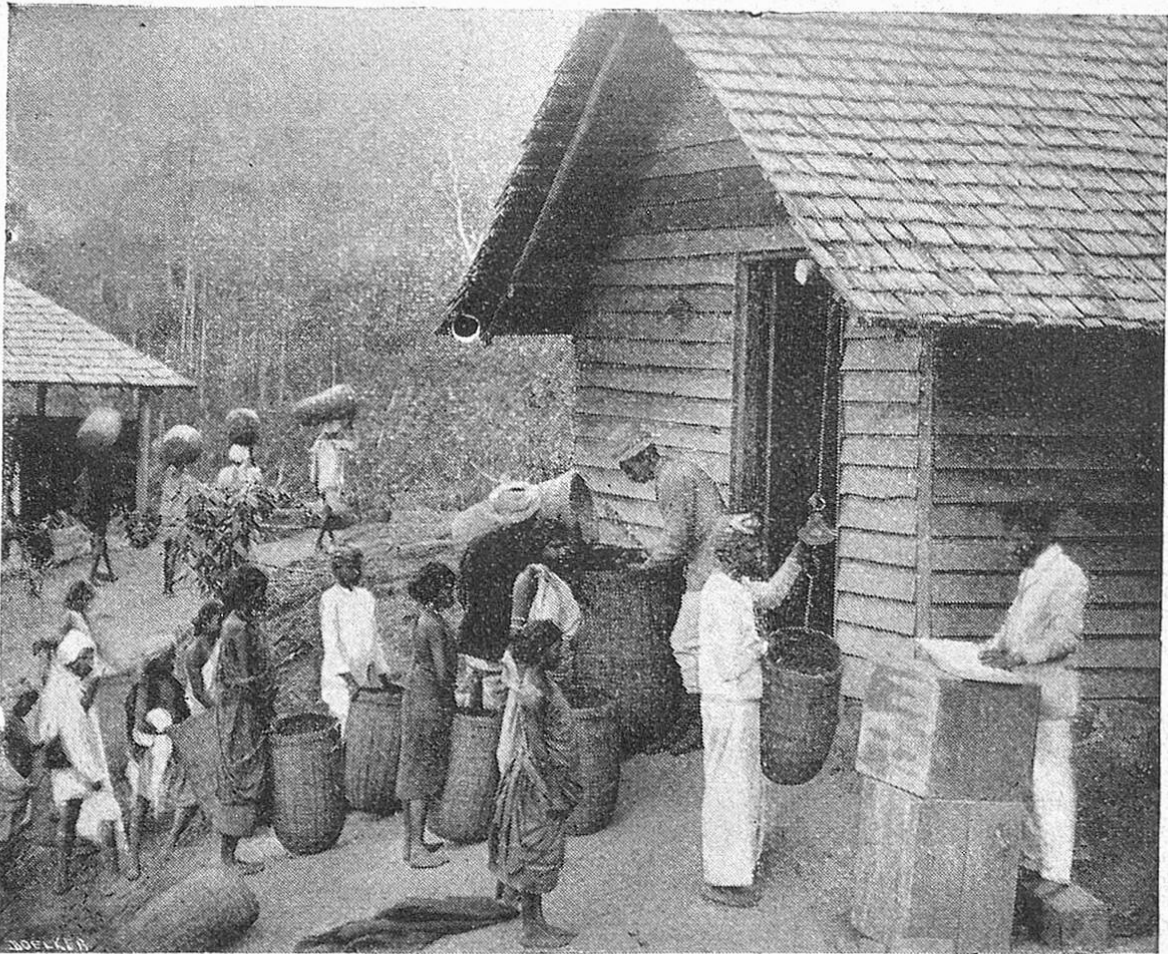
Thee-Pflückerin.

gepflanzten Riesen-Theebaumes gesehen, dessen Höhe bereits 6,1 Meter, dessen Durchmesser 8,5 Meter und dessen Umfang 26,4 Meter beträgt. Der schöne, immergrüne Theestrauch hat längliche, fein behaarte Blätter und ziemlich wohlriechende, weiße, rosa angehauchte Blumenblätter. Die Vermehrung geschieht durch Aussaat und die nach 6—8 Wochen erst zu Tage kommenden Keimlinge müssen vor Sonne und Frost geschützt werden. Später pflanzt man sie als Setzlinge in die sorgfältig vorbereiteten Felder aus. Es braucht aber drei Jahre, bis man von der Theepflanzung die erste Ernte gewinnen kann. Die Arbeiter auf den ostindischen Theepflanzungen sind sehr reinlich gehalten. Ein flinker Pflücker oder eine solche Pflückerin ist instande, im Tag bis zu 25 Kilogramm Blätter zu pflücken. Beim Pflücken haben die Arbeiter einen Korb am Gürtel hängen, worein sie die obersten der zarten Blätter pflücken, welche mittags und abends zum abwägen in die Faktorei gebracht werden. Das Einsammeln geschieht 3—4 mal im Jahre. Nach dem Abwägen werden die Blätter sofort dünn auf Latten ungefähr 24 Stunden ausgebreitet, damit sie welken. Dann kommen sie 1/2 Stunde in eine durch Wasser oder Dampf getriebene Rollmaschine,

gepflanzten Riesen-Theebaumes gesehen, dessen Höhe bereits 6,1 Meter, dessen Durchmesser 8,5 Meter und dessen Umfang 26,4 Meter beträgt. Der schöne, immergrüne Theestrauch hat längliche, fein behaarte Blätter und ziemlich wohlriechende, weiße, rosa angehauchte Blumenblätter. Die Vermehrung geschieht durch Aussaat und die nach 6—8 Wochen erst zu Tage kommenden Keimlinge müssen vor Sonne und

Frost geschützt werden. Später pflanzt man sie als Setzlinge in die sorgfältig vorbereiteten Felder aus. Es braucht aber drei Jahre, bis man von der Theepflanzung die erste Ernte gewinnen kann. Die Arbeiter auf den ostindischen Theepflanzungen sind sehr reinlich gehalten. Ein flinker Pflücker oder eine solche Pflückerin ist instande, im Tag

wo sie in eine saftige, gerollte und gequetschte Masse verwandelt werden, währenddem unten der ausgepreßte bittere Saft abläuft. Die aus dieser Rollmaschine kommende Masse noch grüner Blätter wird sogleich auf Tischen in kleine Haufen je nach dem Wetter 2—6 Stunden zusammengesüttet, damit sie gähre. Durch dieses Verfahren verändern die Blätter die Farbe von grün in dunkelbraun. Die nachherige Stärke und Schmackhaftigkeit, sowie der Wohlgeruch des Thees hängen sehr viel von der richtig geleiteten Gährung ab. Nun wird der Thee in großen eisernen



Einbringen der Theeblätter in die Faktorei.

Trockenmaschinen geröstet und ist in Zeit von einer halben Stunde gerollt und gekräuselt. Zuletzt wird er durch Siebe von verschiedener Maschenweite durchgeseiht und so zu verschiedenen Qualitäten gesondert. Nun bleibt noch das Abwägen in Pakete und das Verpacken in Kisten, die mit Stanniol (Bleifolie) ausgeschlagen sind. Bei den Holländern, Engländern und Russen ist das Theetrinken zur eigentlichen Volkssitte geworden und der regelmäßige Genuß des Thees gewinnt auch in allen übrigen Ländern von Jahr zu Jahr größere Verbreitung.

Vom Zirkus.

Einmal giengen Vater, Mutter und die Kinder nach dem Zirkus. In der Mitte war ein großer runder Kreis mit Sand, und ringsherum saßen die Leute und guckten zu. Auf der einen Seite aber waren Musikanten, die machten Musik. Und unter den Musikanten war eine Tür. Zuerst kam da ein schönes Pferd heraus, ein Schimmel mit langer Mähne und langem Schweif, der hatte rotes Zaumzeug mit Gold und einen großen roten Sattel. Darauf stand eine Kunstreiterin und hielt sich gar nicht fest und fiel nicht herunter. Dann nahm ein Mann einen Reifen und hielt ihn in die Luft. Und als der Schimmel unter dem Reifen entlang lief, machte die Kunstreiterin einen Sprung in die Höhe, sprang durch den Reifen durch und auf der andern Seite wieder auf das Pferd herunter. Da klatschten alle Leute sehr, und die Kunstreiterin sprang noch einmal durch einen andern Reifen, der mit Seidenpapier bespannt war. Als sie fertig war, kam wieder der Herr, gab ihr die Hand und hob sie vom Pferd herunter. Ein Stallknecht brachte das Pferd in den Stall, und die Kunstreiterin machte zu allen Leuten Knixe und warf ihnen Fußhände zu. Da war's aus.

Nachher kam ein Herr mit vier Hunden durch die Türe. Der erste Hund war ein großer schwarzer Pudel, der zweite ein dicker, kleiner Mops, der dritte ein Teckel mit krummen Beinen, der vierte ein niedlicher Affenpinscher. Da sagte der Herr zu den Hunden: „Na, meine Herrschaften, Sie haben wohl Hunger?“ Da machten alle Hunde wau! wau! Das sollte heißen: ja. „Schön,“ meinte nun der Herr und rief einen Diener. „He, Karl, decken Sie mal den Tisch für die Herrschaften.“ Da kam Karl mit einem Tisch, darauf deckte er ein weißes Tischtuch und stellte vier Stühle herum. „Hopp!“ sagte der Herr, und jeder Hund sprang auf seinen Stuhl. Da band Karl jedem eine Serviette um. „Nun, meine Herrschaften,“ sagte wieder der Herr, „wenn Sie jetzt Essen haben wollen, müssen Sie klingeln.“ Da nahm der Pudel mit dem Maul eine Klingel vom Tisch und bewegte den Kopf hin und her, so daß es klingelte. Schnell holte darauf Karl vier Teller mit Knochen und Kartoffeln und stellte sie auf den Tisch. Nun aßen die Hunde so lange, bis nichts mehr auf den Tellern war. „Hopp!“ sagte da wieder der Herr, und alle Hunde sprangen von den Stühlen herunter. Karl band ihnen die Servietten ab und räumte den Tisch fort. Dann sagte der Herr: „Gesegnete Mahlzeit!“ Da nickten alle Hunde mit dem Kopf. Darauf meinte der Herr zu den Hunden: „Jetzt müssen Sie sich aber etwas Bewegung verschaffen, meine Herrschaften.“ Und da stellte er eine große Leiter hin und die Hunde mußten hinaufklettern. Erst kam der große schwarze Pudel, der konnte

schön klettern. Mit zwei Säzen war er oben, und dann sprang er auf der andern Seite mit großem Bogen herunter. Darauf kam der kleine dicke Mops an die Reihe, bei dem dauerte es sehr lange, bis er oben war und als er dann herunter sprang, fiel er auf den Rücken und kugelte sich im Sand umher. Der Teckel mit seinen krummen Beinen konnte gar nicht hinaufkommen, so daß der Herr nachschieben mußte und als er dann endlich oben stand, wackelte er hin und her, bis der Herr ihn herunterhob. Aber der niedliche Affenpintscher lief sehr schnell und vergnügt hinauf, und als er oben stand, sah er sich um, guckte die Leute an und machte wau wau wau! Da sagte der Herr: „Hopp, Affenpintscher!“ und der Affenpintscher sprang so weit, daß er beinahe auf einen kleinen Jungen heraufsprang, der zusah. Zuletzt mußten sich alle vier Hunde in einer Reihe hinsetzen, und als der Herr sagte: „Stillgestanden!“ da stellten sie sich alle auf die Hinterbeine. Und als er sagte: „Bataillon marsch!“ da fingen sie an zu marschieren und marschierten zur Tür hinaus. Da war's aus.

Was kam aber jetzt? Hui! Wie der Wind kamen zehn Rappen durch die Türe und liefen im Kreise umher. Hinter ihnen kam der Herr Direktor in hohen blanken Stiefeln und mit einer langen Peitsche und machte vor allen Leuten einen tiefen Knir. Dann knallte er mit der Peitsche, und darauf drehten sich alle Pferde zu ihm um und stellten sich auf die Hinterbeine. Dann gingen sie auf den Hinterbeinen vorwärts, bis sie dicht vor ihm standen. Und immer, wenn er ein paar Schritte zurückging, kamen sie ihm nach. Dann knallte er wieder mit der Peitsche und gleich liefen sie wieder auf allen vier Beinen im Kreis herum.

Nun rief der Herr Direktor: „Jakob!“ Da kam einer von den zehn Rappen, der Jakob hieß, zu ihm heran. „Jakob, wieviel Uhr ist es?“ fragte der Direktor. Da scharrte der Rappe neun Mal mit dem Vorderfuße im Sande. Alle Leute sahen nach den Uhren — richtig, es war gerade neun Uhr. Wie er das nur so wissen konnte, der Jakob? Dann mußte der Jakob wieder mit den andern Rappen im Kreise umherlaufen und der Direktor rief: „Sultan!“ Da kam ein anderer schöner Rappe zu ihm heran. „Sultan,“ fragte der Direktor, „kannst du auch Kunststücke machen?“ Da schüttelte das Pferd mit dem Kopf, das sollte heißen: Nein! „Sultan,“ meinte der Direktor dann wieder, „so bist Du wohl ein Dummkopf?“ Da nickte der Sultan mit dem Kopfe, das sollte heißen: Ja! „Dann mach, daß Du wegkommst!“ rief der Direktor, und Sultan mußte wieder mit den andern im Kreise herumlaufen. Nun knallte der Direktor nochmals mit der Peitsche, da stellten sich alle Pferde hinter seinem Rücken auf und dann rief er: „Fridolin.“ Und nun kam der schönste Rappe vor, der hieß Fridolin. Der Direktor legte ein

Taschentuch auf die Erde und deckte Sand darüber, so daß man es nicht sehen konnte. Dann sagte er zu dem Kappen: „Fridolin, ich hab' mein Taschentuch verloren.“ Sofort hielt Fridolin seine Nase an die Erde und suchte. Als er an die Stelle kam, wo das Taschentuch lag, scharrte er mit dem Fuß, bis es zum Vorschein kam, dann faßte er es mit den Zähnen an und gab es dem Direktor. Dann winkte der Direktor einem Diener, und der stellte eine große Schüssel mit Wasser auf die Erde. „Paß auf, Fridolin!“ sagte der Direktor, und warf einen Taler in die Schüssel.

„Kannst Du mir wohl den Taler herausholen, Fridolin?“ Da steckte der kluge Kappe seine Nase in die Schüssel, aber das Wasser kam ihm in die Nasenlöcher, er zog schnell wieder den Kopf hoch und machte: Prusch! Prusch! „Na, Fridolin, versuche es noch einmal!“ sagte der Direktor. Da ging der Kappe wieder heran, steckte schnell Nase und Maul ins Wasser und faßte mit den Zähnen zu. Da zog er den Taler heraus und legte ihn dem Direktor in die Hand. „Brav, Fridolin!“ sagte der, und nun bekam der Kappe ein Stück Zucker. Zuletzt mußten alle zehn Kappen sich in einer Reihe aufstellen, und als der Direktor sagte: „Macht eure Verbeugung!“ da ließen sie sich vorne auf die Kniee nieder. Und dann knallte der Direktor zehn Mal hintereinander mit seiner langen Peitsche. Die Pferde liefen im Galopp rings herum und dann zur Tür hinaus. Da wars aus. (Fortsetzung folgt.)

Die letzten Zugvögel

sammeln sich und streichen in großen Flügen dahin. Die Dorf- und Stadtschwalben „halten Schule“, verschwinden und kehren zurück, als würde ihnen die Trennung schwer. Wunderbar ist der Trieb, der sie in die Ferne zieht gerade zu der Zeit, da ihnen der Tisch von der allgütigen Mutter Natur noch reichlich gedeckt ist. Selbst den armen Gefangenen im engen Käfige ergreift wunderbare Sehnsucht, und trotz auserlesener Leckerbissen, guter Pflege und behaglicher Wärme schlägt er mit den kleinen Fittichen beharrlich gegen das starre Eisengitter. Auf die verschiedenste Art hat man sich die regelmäßig wiederkehrende Reise der Vögel nach dem fernen Süden zu erklären versucht. Der römische Naturforscher Plinius, der bei dem Vesuvausbruch im Jahre 79 n. Chr. verunglückte, meinte sogar, daß sich der Kuckuck alljährlich im Herbst in einen Sperber und im Frühling wieder zurückverwandle. Die große Ähnlichkeit beider Vögel miteinander verleitete ihn jedenfalls zu diesem Irrtum. Ähnliche Ansichten haben sich bis ins Mittelalter erhalten, und in diesem noch wußte man nicht, wie das Verschwinden der Vögel im Herbst und das

Wiedererscheinen derselben im Lenze zu erklären sei. Heute wissen wir, wohin ihr Zug geht. Nicht alle fliegen über das Meer; viele Wasservögel überwintern in den venetianischen Sümpfen und in Dalmatien. Andere fliegen in südwestlicher Richtung durch Frankreich und Spanien nach Marokko und Algier. Lerchen und Drosseln beziehen ihre Winterquartiere in Spanien, während Buchfinken, Ringel- und Holztauben, Waldschnepfen den Flug nach des Südens lachenden Gefilden über das Meer fortsetzen. Die Hauptstraße führt aber südwärts durch Italien, Dalmatien, Griechenland nach dem Nildelta. Hier bleiben Blauehlchen und Rohrdommel; die Störche, Kraniche, Reiher, Schwalben und viele andere fliegen bis in die unwirthbaren Gegenden der Nilquellen. Doch nicht alle sind mit diesem Ziele zufrieden; manche ziehen weiter, entschwinden den beobachtenden Blicken des aufmerksamen Forschers im Herzen des dunkeln Erdteils, und einige sollen sogar in Südafrika wieder zum Vorschein kommen. Wer zeigt ihnen diesen weiten Weg und wer führt sie wieder zurück aus der Fremde, in der sie kein munteres Lied anstimmen und keine Nester bauen, auf das gleiche Kirchendach, in die gleiche Burgruine, in denselben Bauernhof? Der russische Naturforscher v. Middendorff sagt: „Was dem Schiffe die Magnetnadel ist, ist den Seglern der Lüfte das innere magnetische Gefühl, welches vielleicht im engsten Zusammenhange mit den galvanisch-magnetischen Strömungen steht, die im Innern des Körpers dieser Tiere erwiesenermaßen kreisen. Der Vogel ist durch und durch Magnet.“ Größeren Anspruch auf Richtigkeit mag folgende Erklärung haben: Der Wandertrieb wohnt den Zugvögeln infolge der Vererbung seit Jahrtausenden inne.

Habt ihr schon einen jähzornigen Menschen gesehen?

Vielleicht hat eines oder das andere von euch selber diesen Fehler an sich? Vielleicht schlägst du deinen Freund im Zorn, du sprichst häßliche Worte, schlägst die Türen zu, stampfst den Boden oder wirfst umher, was du zur Hand hast. Das ist ein schlimmes Uebel und zwar eines das mit der körperlichen Entwicklung wächst und größer wird. Hütet euch vor dem Jähzorn, er zieht schlimme Folgen nach sich. Hört: Kürzlich frühstückte ein Ehepaar in einem Restaurant der Rue Saint-Honoré in Paris. Der Mann verlangte Senf zu seinem Fleisch, und da der Kellner ihn seines Erachtens nicht rasch genug bediente, schlug er mit der Faust ungeduldig auf den Tisch und wiederholte sein Begehren. Der 60jährige Mann hatte seinen Satz nicht vollendet, als er zum Schrecken seiner Frau tot zusammenknickte; die heftige Bewegung hatte eine Zerreißung des Herzens nach sich gezogen.

Auflösung der Räffel in Nr. 10.

1. Das Heu wird gefressen,
Der Thee wird getrunken,
Das „heute“ war nicht gestern
Und wird morgen nicht mehr sein.
2. Die Finsternis.
3. Der Staar.

Räffel.

Es ist beim Armen wie beim Reichen,
Der Mensch hat's immer, oft das Tier.
Verliert man's, ist's ein schlimmes Zeichen,
Oft kauft man sich's zu Schutz und Bier.
Frag' eine Frau, die hat's und doch
Macht sie sich's alle Tage noch.

Briefkasten.

Melanie S. in W. Es braucht nicht immer und ausschließlich eine Stickerie zu sein, um andern damit eine Festfreude zu bereiten; eine Zeichnung, eine schriftliche Arbeit in einer fremden oder in der Muttersprache, ein sorgfältig ausgeführter musikalischer Vortrag, eine nette Deklamation, die fortlaufende Uebernahme und Besorgung einer bestimmten Arbeitsleistung, das ernstliche Bekämpfen eines Fehlers, einer schlechten Angewohnheit — alles das sind Geschenke, die den Papa ganz gewiß mehr freuen werden als eine Stickerie, bei deren Ausführung du deinen schwachen Augen geschadet hast. Wenn du nicht zu lange zuwartest, so wirst du schon noch etwas rechtes fertig bringen. Frä. K. ist gewiß so freundlich, dir an die Hand zu gehen, wenn du sie darum bittest. Willst du ihr meine Grüße bringen?

Karl W. . . . in M. . . . Wenn du es doch so bequem eingerichtet hast, so wünsche das Buch „Herz“; das Lesen desselben wird dir köstliche Stunden bereiten. Wenn dein großer Bruder das Buch selbst liest, bevor er es dir schickt, wird deine Wahl ihm Freude machen. Wie geht es Emil? Du schreibst diesmal gar nichts von ihm. Ist sein Arm wieder gut, so daß er denselben ohne Schmerzen oder Hemmung gebrauchen kann? Grüß mir den lieben Jungen auf's beste und wenn du dein Buch erhalten hast, so lies ihm etwa daraus vor. Willst du?

Anna G. in Z. Du dauerst mich, liebes Anuchen, daß du dein hübsches, eigenes Zimmer hast abtreten müssen. Aber sieh, man muß sich in die Verhältnisse zu schicken wissen. Und denke wie schön es doch ist, daß du nun so ganz die Gesellschafterin deiner lieben Mama sein kannst. Du kannst ihr zu Gefallen leben und kannst ihr die kleinen, täglichen Dienste erweisen, die dir so leicht zu erfüllen sind und die ihr so wertvoll erscheinen müssen. Erst später wirst du einmal mit Dank und Freude dich jener Zeit erinnern, die dich deiner lieben Mutter wieder so unmittelbar nahe brachte.